



Florian Jenett vor seiner aktuellen Arbeit

DIE NEUE ARBEITS-„BASIS“

„Eine Kunststadt kann immer nur so gut sein wie ihre Kunst“, auf diese Erkenntnis kommt eine Studie der Universität Stuttgart über die dortige Kunstproduktion. In Frankfurt hat man das Potenzial inzwischen erkannt, das von den Experimentierfeldern junger Kunst ausgeht: Die Frankfurter Städelschule (ausschließlich städtisch finanziert) und die Hochschule für Gestaltung in Offenbach sind international renommierte Talentschmieden. Eher klein, ist die 1817 gegründete Städelschule unter Daniel Birnbaums Leitung verstärkt ins öffentliche Interesse gerückt. Und dennoch gilt für Jungstars wie Thomas Zipp oder Michael Beutler: „Studium in Frankfurt, Karriere in Berlin“.

Der Wegzug vielversprechender Künstler ist kein neues Phänomen. In der Elbestraße 10, gleich neben dem Künstlerhotel „Nizza“, kündigt sich mit dem Atelierhaus „basis“ jetzt ein Modell an, das jungen Künstlern eine bessere Arbeitsgrundlage schaffen will. So frisch geweißt wie heute sah es in den Gängen des Hauses anfangs nicht aus. „Das Gebäude musste komplett saniert werden – drei Jahre stand es leer“, erklären Jacob Sturm und Felix Ruhöfer, während wir in einen bunkerartigen Keller hinabsteigen. „Ideal für Videoarbeiten“, so die beiden Initiatoren des Atelierhauses. Wir aber sind froh, wieder ins Licht der Eingangshalle zu treten, die ebenfalls als Ausstellungsfläche dienen soll. Ein

Wohnheim sei das Hinterhaus mitten im sozialen Schmelztiegel am Bahnhof zuvor gewesen. Aufmerksam wurden Sturm und Ruhöfer auf das mehrstöckige Haus durch Viviana Botta. Sie bat die beiden 2004, die Raumvermittlung für ihre Ausstellung „beautiful place“ zu übernehmen. Seit 2001 engagieren sich die Kuratoren (Kunsthistoriker Ruhöfer und Künstler Sturm) bereits bei „raumpool“ – einem Netzwerk zur Vergabe günstiger Projekt- und Atelierräume in Frankfurt und Offenbach. Nach zwei verwalteten Atelierhäusern – zuerst das Alte Hauptzollamt, dann der Frankensteiner Hof – hoffen beide ihr Ausstellungsprogramm für internationale junge Kunst auch langfristig entwickeln zu können. →



Nayon Lee in ihrem Atelier



Filmkünstler Gregor Maria Schubert auf seinem Ledersofa

Das Budget fließt teils aus den Ateliermieten, der größte Teil aus akquirierten Fördergeldern. Bis die erste Gruppenschau zum Migrationsthema „Heimat“ am 17. März eröffnet, musste viel passieren: „15 Tonnen Schutt mussten raus aus dem Haus, Wasserleitungen und die Heizung waren defekt.“

Jetzt brummt der Heizkörper, ein antikes Modell, hörbar laut in Gregor Maria Schuberts Atelier. Der HfG- und Städelschule-Absolvent, derzeit Mitorganisator des Kult-Kochstudios „freitagsküche“, ist gerade erst eingezogen. Der junge Filmemacher sitzt auf einem braunen Lederimitatsofa, ein Requisit aus seinem nächsten Film. Ein Psychokrimi, der von einem Mann namens Teichmann handelt. Schuberts Kurzfilme stellen oft Lokalpatrioten vor wie den Rüsselsheimer Erfinder Manfred Binder. Seltsame Typen, wie man sie auch bei seinem 2005 prämierten Porträt über die Minigolfprofiszene vermutet. Wie lebt und arbeitet man als Künstler in Frankfurt? „Ich lebe gern hier, muss aber auch überleben, und das ist schwer. Zu wenig finanzielle Förderung und Arbeitsateliers gibt es bislang.“

Eine Etage höher, in Florian Jenetts hellem Atelier, hängt die Kunst bereits an der Wand. 80 Uhrzeiger weben kryptische Zeichen, entziehen sich einer Lesbarkeit. „Die Kunst soll möglichst lange ihr Rätsel für den Betrachter bewahren, darum geht es mir“, so der 30-Jährige. Und wie beurteilt der frühere HfG-Student, der nach seinem Diplom bei Heiner Blum an die Städelschule wechselte, die hiesige Kunstproduktion? „In den großen Kunsthäusern passiert derzeit viel. Nur wenige Frankfurter Galerien verfolgen aber ein Bildungsangebot, und als junger Künstler hat man eher Respekt vor dem Kunstmarkt.“ Auch Nayon Lees Bilder entstehen zwei Türen weiter losgelöst vom Ausstellungsrhythmus einer Galerie. Das kann von Vorteil sein, da die gebürtige Koreanerin akribisch genau malt. Koreanische Muster und konstruktivistische Formen führt sie zu einer harmonischen Bildsprache. Was an den Russen El Lissitzky erinnert, beruht wie in dem Werk „Feuerwerk“ oft auf dramatischen Erlebnissen.

Insgesamt 32 Ateliers, verteilt auf fünf Etagen, jede ausgestattet mit einer Küche, hat das „basis“-Atelier-

haus. Die Warmmiete von 6,50 Euro liegt höher als die der städtisch subventionierten Ateliers (2,50 bis 5 Euro plus NK). Dennoch waren die Räume (20 und 36 qm) begehrt. „Wir mussten nicht mal einen Aushang machen“, so Ruhöfer und Sturm: „Der Bedarf an Ateliers ist längst nicht gedeckt.“ „45 Arbeitsateliers, befristet auf fünf Jahre, stehen für Frankfurter Künstler bereit, die allesamt vermietet sind“, so Klaus Klemp vom Amt für Wissenschaft und Kunst.

Die Sammlerstadt Köln leistet sich dagegen 150 Ateliers und stellt 50 000 Euro im Jahr für Atelierum- und ausbauen bereit. Auch im Vergleich zu Stuttgart 20 Atelierhäusern (78 Ateliers, Miete um 4 Euro) plus 256 privaten Ateliers sieht Frankfurts Ateliersituation eher bescheiden aus. Zumal das nichtstädtische atelierfrankfurt im Frankfurter Gallusviertel (41 Ateliers) zurzeit mit hohen Schulden kämpfen muss und die Existenz des Hauses alles andere als dauerhaft gesichert ist.

HEIMAT ALS IDEE, Ausstellung ab 17.3., 20 Uhr, Atelierhaus „basis“ Elbestraße 10 (www.raumpool.de)



VISIONEN?

Der ohne Zweifel als legendär zu bezeichnende ehemalige Kulturdezernent der Stadt, Hilmar Hoffmann, über die Notwendigkeit einer neuen Ausstellungshalle.

Visionen sind von Utopien dadurch unterschieden, dass sie mit gutem Willen realisierbar sind. Utopien definieren sich dagegen darin, nur im Reich der Fantasie eine Chance zu haben, konkrete Konturen zu gewinnen. Zum Beispiel: Frankfurt als das Zentrum der europäischen Kultur – das wäre eine solche wahrhaft utopische Utopie, in der die Banken ihren Überschuss nur deshalb erwirtschaften, um damit die Künste und die Kultur zu fördern, auf dass sie Visionen und Inspirationen gebären und die übrige Kultur alimentieren.

Heute genießt ein visionäres Projekt nach meiner Meinung ultimative Aktualität: Nachdem genügend Museen mit ihren reichen Ressourcen die Neugier

der Frankfurter befriedigen, muss endlich eine groß dimensionierte Ausstellungshalle her, damit die Museumsdirektoren ihre Visionen in großen Ausstellungen konkretisieren können. Auch die freie Kunstszene könnte ihrer Zukunft hier ein Zuhause geben.

Aus dieser Vision ist 1986 auf dem Römerberg ein konkretes Bauwerk entstanden, die Schirn. Auf erfolgreiche Weise wurde sie aber postwendend „zweckentfremdet“. Diese flotte Semantik verdankt sich wiederum schönen Visionen, die der damalige Gründungsdirektor Christoph Vitali zum Vergnügen vieler und zum Verdross weniger Leute in ein autonomes Kunsthaus mit einem genial

zu nennenden Ausstellungsprogramm entwickelte. Niemand wagte, dem Erfolgsrezept seine Sympathie zu verweigern, mit der Folge, dass eine Ausstellungshalle für die Museen weiterhin eine schöne Vision geblieben ist.

Also bleibt für meinen verehrten Nachfolger Hans-Bernhard Nordhoff die dankbare Aufgabe, jene Wünsche der Museen und ihrer Freunde zu erfüllen, die ihnen sein Vorgänger letztlich schuldig blieb. Da in Frankfurt Utopien keine Zukunft haben, begnügen wir uns halt mit der Realisierung von schönen Visionen, mit einer Halle für alle, in der Visionen keine Utopie bleiben müssen.